

## «Ich hungerte nach Liebe»

Helen Meier, die Grande Dame der Schweizer Literatur, wird neunzig. Im Gespräch erzählt sie von ihrem Kampf um Freiheit, ihren Liebschaften zu Frauen und ihrer späten Entdeckung durch Marcel Reich-Ranicki. *Von Rico Bandle*

**D**ass wir uns ausgerechnet im Gasthaus treffen, wo der Film «Die göttliche Ordnung» über den Kampf ums Frauenstimmrecht gedreht wurde, ist reiner Zufall. Einen passenderen Ort für ein Gespräch mit Helen Meier könnte es aber kaum geben.

Helen Meier gehört zu den herausragenden Schweizer Autorinnen. Jahrzehntlang schrieb sie ausschliesslich für sich, bis Grosskritiker Marcel Reich-Ranicki sie als 55-Jährige persönlich an den Wettstreit um den Ingeborg-Bachmann-Preis einlud – und sie gleich einen Preis gewann. Ein später Durchbruch für eine Frau, die ein Leben lang um Freiheit und Anerkennung kämpfte.

Helen Meier erscheint mit dem Rollator im «Gasthaus zum Hirschen» in Trogen, begleitet vom Zürcher Publizisten Charles Linsmayer, der ihre letzten Bücher herausgebracht hat und sich auch privat um die betagte Autorin kümmert. Die Begrüssung ist herzlich, Meier freut sich über das Mittagessen mit dem Gast aus Zürich. Sie sei eine begeisterte *Weltwoche*-Abonnentin, sagt sie. «Ich lese jede Ausgabe.» Zum Essen bestellt sie Geschnätzelttes mit Butterrösti, isst den ganzen Teller leer und bestellt als Einzige am Tisch noch ein Dessert.

Helen Meiers Gesundheitszustand hat sich in den letzten Wochen etwas verschlechtert. Die Autorin hat ab und zu Mühe, das Gesagte zu verstehen, manchmal hat sie Gedächtnislücken, aber es entwickelt sich doch je länger, je mehr ein angeregtes Gespräch über neun Jahrzehnte als Frau in der Schweiz: von der Kindheit im Krieg über den Kampf um Selbstbestimmung bis hin zu ihrem Erfolg als Autorin.

**Sie sind in Mels aufgewachsen, nahe der Grenze zu Österreich. Als der Zweite Weltkrieg begann, waren Sie elf Jahre alt. Was sind Ihre Erinnerungen?**

Wir sahen die Rauchsquadronen vom Festungsbau Gonzen, dort wurde gesprengt. Unser Zuhause lag ausserhalb der Verteidigungslinie. Wären die Deutschen gekommen, so hätten wir fliehen müssen. Mein Vater hatte alles dafür vorbereitet, die Kisten standen bereit.

**1938 kam die grosse Flüchtlingswelle, die Grenzstation Diepoldsau, wo der bekannte Fluchthelfer Paul Grüninger wirkte, war nicht weit entfernt. Haben Sie von den Flüchtlingen etwas mitgekriegt?**

Nein. Ich weiss aber noch, wie während des Kriegs die Soldaten uns Mädchen am Abend jeweils nach Hause schickten. Sie fürchteten wohl, dass wir mit Flüchtlingen anbandeln würden...

**Ihre Mutter arbeitete in den Kriegsjahren im örtlichen Rationierungsbüro. Wie muss man sich diese Arbeit vorstellen?**

Sie bereitete die Umschläge vor mit den Rationierungsmarken für jede Familie. Je nach Familiengrösse enthielt der Umschlag eine unterschiedliche Anzahl Marken, die zum Einkauf von Lebensmitteln be-

### Literatur-Extra

- 50 Helen Meier Gespräch mit der grossen Schweizer Autorin
- 52 Tana French Psychothriller «Der dunkle Garten»
- 53 Jakob Christoph Heer «An heiligen Wassern»
- 54 Eveline Hasler Millionärstochter und Vorzeigekommunistin
- 56 Thomas Mullen Mädchen auf der Müllhalde
- 57 Veia Kaiser Was ist ihr Erfolgsgeheimnis
- 58 Charles Lewinsky Lust am Lügen
- 58 Cary Steinmann Der Stratege vermisst den Mut in der Werbung
- 59 Max Wey Die Schreibe

rechtigten. Sie war sehr exakt, es gab nie Diskussionen.

**Auf den alten Fotos sieht man Sie als Mädchen mit Brille.**

Ich war oft einsam, wie später im Leben auch. In der Schule war es damals so, dass die besten Schüler hinten sassen, die schlechtesten vorne. Ich war immer eine sehr gute Schülerin, sass also zuhinterst, konnte aber wegen meiner schlechten Augen nicht mehr erkennen, was die Lehrerin an die Tafel schrieb. Also sorgte mein Vater dafür, dass die hinterste Reihe nach vorne durfte...

Die Pubertät war für Helen Meier eine Katastrophe, wie aus mehreren ihrer Texte hervorgeht. Sie hätte gerne die Matura gemacht, um später studieren zu können, das ging aber

nicht, nur der Bruder durfte ans Gymnasium. Sie haderte nicht nur mit ihrem Umfeld, sondern auch mit sich selbst. In einem Tagebucheintrag schrieb sie: «Ich war natürlich mager-süchtig. Nur, dazumal kannte man dieses Wort – geschweige denn das Krankheitsbild – noch nicht. Ich hatte Angst, Frau zu werden. Reinheit und Intellektualität war mein Ideal. Im Schatten lag mein Heiss hunger nach Liebe und Sexualität.» Ihre Krise akzentuierte sich, als sie kurz nach Eintritt in das Lehrerseminar bei einem Unfall ihre Schneidezähne verlor. Sie glaubte, ihr Gesicht und damit ihr Leben seien für immer zerstört.

**Wenn man von Ihrer Not in der Pubertät liest, so muss man sagen: Es sind exakt dieselben Probleme, die die jungen Frauen der heutigen Selfie-Generation haben: Es geht um Schönheit, Selbstoptimierung – ständig von der Angst getrieben, was andere über sie denken könnten.**

Die Angst, nicht zu gefallen und keinen Mann zu finden, ist in einem Mädchen ganz tief drin. Das liegt in der Natur des Frau-seins, das wird sich wohl auch nie ändern. Für mich war es ganz schlimm. Im Lehrerseminar waren wir nur vier Mädchen. Wegen des Unfalls fühlte ich mich nicht wie die anderen und zog mich zurück.

**Ihre ersten erotischen Erfahrungen machten Sie mit einem Mädchen. Damals muss das ein enormer Tabubruch gewesen sein.**

Ich hungerte nach Liebe. Es war ein Akt der Verzweiflung. Sie war einiges älter als ich, hatte schon einige Erfahrung, was mir sehr gelegen kam.

**Sie sagen: «ein Akt der Verzweiflung». Weil die Buben im Lehrerseminar Sie nicht beachteten?**

Nein, ich fühlte mich zu Frauen hingezogen. Ich hatte ja später auch immer wieder Beziehungen mit Frauen. Und die Buben waren ja damals gehemmter als wir.

Im Buch «Übung im Torkeln entlang des Falls» spricht Charles Linsmayer die Autorin auf ihre Beziehungen mit Frauen an. Sie antwortet: «Ja, wahrscheinlich bin ich bisexuell. Ich habe es mit einer Frau als wunderbar empfunden. [...] Sie [die Geliebten] mussten ebenso frei sein wie ich und gegenüber den sexuellen Möglichkeiten, die Frauen haben, aufgeschlossen.» Der Drang nach Freiheit, nach einem selbstbestimmten Leben, war bei ihr



«Es waren immer Männer, die mich gefördert haben»: Autorin Meier.

### Meiers Märchen

Zum 90. Geburtstag von Helen Meier am 17. April erscheint unter dem Titel «Der weisse Vogel, der Hut und die Prinzessin» eine Sammlung von 23 bisher unveröffentlichten Märchen, die die Autorin als junge Lehrerin Ende der 1950er Jahre geschrieben hat. Die Geschichten sind voller fantastischer Wesen, Hexen und Kobolde, sogar ein lebender Hut kommt vor. Dennoch sind es keine Kindergeschichten, sondern mehrheitlich abgründige Fabeln über Ein-

samkeit, Liebe und Verlust. Immer mal wieder stösst man dabei auf Sätze, die sich einprägen. Wie etwa: «Jemand Toten zu ermorden, ist wirklich nicht nötig, glauben Sie mir.» (rb)



**Helen Meier: Der weisse Vogel, der Hut und die Prinzessin.**  
Mit Illustrationen von Verena Monkewitz, herausgegeben von Charles Linsmayer. Xanthippe. 183 S., Fr. 29.80

immer stärker als jener nach Geborgenheit in der Familie.

**Heute sind gleichgeschlechtliche Beziehungen völlig normal. Wie war das damals? Hatten Sie Vorbilder? Zum Beispiel Anneliese Schwarzenbach?**

Ich weiss nicht mehr. Bestimmt habe ich Bücher gelesen, bei denen zwei Frauen eine Liebschaft eingingen. Aber ich kann es nicht mehr sagen.

**Später hatten Sie 24 Jahre lang eine Beziehung zu einem verheirateten Mann. War das für Sie die Idealform einer Beziehung: geliebt werden und doch frei sein?**

Ja, das kann man so sagen. Ich hatte ja einige Liebschaften mit bedeutend jüngeren Frauen und Männern. Das war immer sehr intensiv. Neid und Eifersucht führte oft bald wieder zur Trennung. Das war jedes Mal

---

**«Die Angst, nicht zu gefallen und keinen Mann zu finden, ist in einem Mädchen ganz tief drin.»**

---

schmerzhaft. Mit diesem Mann war es etwas Langfristiges. Meine Vorstellungen von Liebe wurden erfüllt.

**Viele Ihrer Geschichten handeln von der Einsamkeit. Ist die Einsamkeit der Preis für die Freiheit?**

Ich denke schon. Aber ich habe das nicht bewusst gesucht. Es hat sich so ergeben.

Helen Meier leidet jetzt, im hohen Alter, mehr denn je unter der Einsamkeit. Charles Linsmayer, der vor einigen Jahren ihr Lesebuch «Übung im Torkeln entlang des Falls» herausgegeben hat, inklusive einer umfangreichen Helen-Meier-Biografie, reist einmal pro Woche von Zürich nach Trogen, um sie zu besuchen. Jetzt, im Gespräch, blüht sie auf. Als Linsmayer ein Foto von ihr macht und sie das Bild auf dem Mobiltelefon anschaut, sagt sie euphorisiert: «Ich bin ja gar nicht gealtert, ich habe immer schon so ausgesehen!»

**Mit 22 Jahren haben Sie Ihre erste Stelle als Lehrerin angetreten. Ihre Klasse hatte vierzig Schüler, heute undenkbar.**

Es ist erstaunlich, aber das klappte gut. Die Kinder waren damals besser erzogen als heute. Was auch anders war: Wenn es Probleme gab, erfuhren die Eltern in der Regel nichts davon, das war eine Angelegenheit zwischen Schüler und Schule.

**Zu jener Zeit wurden an gewissen Schulen die Kinder noch geschlagen.**

Das habe ich nie erlebt, weder als Schülerin noch als Lehrerin.

**Als starke, freiheitsliebende Frau hatten Sie es nicht einfach: Weil Sie eine Frau waren, konnten Sie nicht ans Gymnasium, Frauen**

hatten bis 1971 kein Stimm- und Wahlrecht. Haben Sie das als Ungerechtigkeit wahrgenommen?

Ich habe darunter gelitten. Ungerecht fand ich es aber nicht. Ich dachte, es sei einfach so, normal. Natürlich war ich dann eine vehemente Befürworterin des Frauenstimmrechts.

In der Frauenbewegung waren Sie nicht?

Nein. Ich muss auch sagen: Es waren immer Männer, die mich gefördert haben. Peter Lindegger vom Tibet-Institut in Rikon, wo ich gearbeitet habe [Ende der 1960er Jahre, Anm. d. Red.], war von meinen Texten begeistert und fand, man müsse die unbedingt publizieren. Egon Ammann hat mich dann in seinem Verlag aufgenommen, Marcel Reich-Ranicki hat mich persönlich auf Anraten Ammanns zum Ingeborg-Bachmann-Preis eingeladen. Marcel Reich-Ranicki! Der war ein Gott damals. Und mich hat er eingeladen und mir danach einen Förderungspreis überreicht!

Kurz nach ihrem Auftritt beim Bachmann-Preis 1984 erschien im Ammann-Verlag ihr erstes Buch, «Trockenwiese», eine Sammlung von Kurzgeschichten. Ein Leben lang hatte Meier geschrieben, doch erst in einem Alter, in dem andere an die Frühpensionierung denken, wurde sie als Schriftstellerin wahrgenommen. Zwei Romane hat sie veröffentlicht, darunter ihre Autobiografie «Lebenleben» (1989), dazu eine Novelle, unzählige Kurzgeschichten und einige Theaterstücke. Meier erreichte mit ihren Büchern zwar nie die grossen Massen – wie im Leben blieb sie auch im Literaturbetrieb eine Aussenseiterin –, fand aber eine treue Anhängerschaft im gesamten deutschsprachigen Raum. In ihren Geschichten offenbaren sich Begierden, Abgründe, Todesfantasien; die Texte sind ein Abbild ihres ständigen Kampfs um Freiheit, Selbstbestimmung und Liebe. Intensiv, berührend, oft auch traurig.

**Sie haben einmal geschrieben: «Ohne dass die Menschen es ahnen, ist ja das Leben nur erträglich, weil es vom Tod erwartet wird.»**

Sehen Sie, ich lebe noch! Ist das nicht erstaunlich?

**Was kommt danach?**

Nichts.

**Haben Sie Angst vor dem Tod?**

Nein, überhaupt nicht.

**Geburtstagsfeier und Buchvernissage:**  
17. April, 17 Uhr im Festsaal der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhodens in Trogen.  
Die Festrede hält Franz Hohler.



«Mein Berater macht mir Angst»: Autorin French.

## Neuerscheinungen

# Gefährliches Glück

Die irische Schriftstellerin Tana French hat mit dem Psychothriller «Der dunkle Garten» einen Bestseller gelandet. Sie stellte ihn in London den Lesern vor. *Von Rolf Hürzeler*

**E**in Verhör ist Folter – auch ohne Daumenschrauben. Dieser Überzeugung ist die irische Schriftstellerin Tana French. Sie sitzt in der Buchhandlung Waterstones am Londoner Piccadilly und spielt ihren Lesern eine polizeiliche Einvernahme vor. «Links der *bad cop*, rechts der *good cop* und dazwischen der eingeschüchterte Verdächtige», wie sie sagt. Dazu gestikuliert die Autorin mit den Armen und ahmt variantenreich die Stimmen der Polizisten sowie des Opfers nach.

Tana French, muss man wissen, ist von Beruf Schauspielerin. Als ihr die grossen Rollen verwehrt blieben, entschied sie sich für das Schreiben. Zuerst ist eine Serie über den fiktiven «Dublin Murder Squad» erschienen, dessen Fälle unter Titeln wie «Grabesgrün» oder «Gefrorener Schrei» auch in Deutsch aufliegen. Jetzt ist French mit dem Psychothriller «Der dunkle Garten» in den Buchhandlungen präsent. Die Kritik ist begeistert: «Das Buch ist packende Unterhaltung und stellt angebliche Gewissheiten in Frage», schreibt die *Sunday Times*. Der *Guardian* konstatiert: «Überraschend windungsreich.»

Im Mittelpunkt steht der 28-jährige Ich-Erzähler Toby Hennessy. Er ist der Typ Sonnenschein, dem alles gelingt – toller Job in einer Galerie, liebevolle Freundin, allseits bewundert. Der Leser lernt ihn mit seinen zwei

Kumpels bei einem Besuch in einem typisch irischen Pub kennen. Jeder kippt einen oder zwei zu viel, jeder gibt gerne etwas an. Aber man bewegt sich mit den Sprüchen und Hänseleien gerade noch im Erträglichen, ohne dass der Abend ausartet. Zu später Stunde kommt Toby nach Hause, und dort verändert sich sein Leben. Er wird kurz und klein geschlagen, kommt erst in einem Dubliner Spital wieder zu sich – der Beginn von Tobys Albtraum.

### Zwischen Gut und Böse

«Mich interessierte beim Schreiben ein Mensch, dem alles gelingt», sagt Tana French über ihren Protagonisten, «denn dabei geht die Empathie verloren.» Tolle Hechte könnten sich nicht vorstellen, dass das Leben der anderen nicht ganz so cool verlaufe. Genau deshalb verkennt laut French ihre Hauptfigur Toby die Gefahren, denen er ausgesetzt ist. «Zu viel Glück ist gefährlich», sagt sie und schaut herausfordernd ins Londoner Publikum, ob jemand zu widersprechen wage.

Die 45-jährige Tana French wirkt auf ihre Leserschaft wie ein in die Jahre gekommener Teenager, der sich mit etwas viel Modeschmuck behängt. Sie trägt die rotgefärbten kurz geschnittenen Haare und scheint keine Minute ruhig sitzen zu können. Ihre Schauspieleinlagen sind unterhaltend; immer wie-

der gönnt sie den Zuhörern ein Bonmot: «Der beste Ermittler von Dublin berät mich. Er macht sogar mir Angst.»

Ganz so schlimm kann diese Angst nicht sein, French verströmt die Aura der Welt-erfahrenen. Die Tochter eines amerikanischen Vaters und einer italienischen Mutter ist in etlichen Entwicklungsländern aufgewachsen, darunter längere Zeit in Malawi. Als junge Frau besuchte sie in Dublin das renommierte Trinity College und arbeitete eine Weile als Schauspielerin für Fernsehen und Bühne. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Dublin. Im angelsächsischen Raum ist ihr Name seit einigen Jahren ein Begriff. In der Schweiz ist nun «Der dunkle Garten» bei der Leserschaft angekommen.

Für den zusammengestauchten Protagonisten Toby ergibt sich während seiner Rekonvaleszenz die Gelegenheit, seinen an Krebs erkrankten Onkel in einem irischen Landhaus zu betreuen. Toby nimmt sich der Aufgabe gemeinsam mit seiner Freundin Melissa liebevoll an. Doch das Glück betrügt ihn diesmal. Während eines Familienfests entdeckt ein ungezogener Junge, «eine kleine Kanaille», in einem hohlen Baumstamm einen Schädel. Dieser war einst das Haupt eines plötzlich verschwundenen Kumpels von Toby und dessen Clique gewesen.

Ähnlich wie in etlichen Romanen der verstorbenen Schriftstellerin Ruth Rendell ist in «Der dunkle Garten» die Vergangenheit plötzlich allgegenwärtig. Toby merkt nach und nach, wie er seine Familie und seine Kollegen in der Jugendzeit falsch verstanden hat. In langen Trinkorgien mit seinen Verwandten, durchzogen von zahlreichen Joints, erkennt Toby jetzt im Dunst des Schwindels langsam die Bedrohungen, die sein Leben in Frage stellen. Zu spät; Toby sieht sich als Mordverdächtigen zwischen dem guten und dem bösen Cop.

Die Autorin verwendet drei Viertel des Romans darauf, die Charaktere und die gesellschaftlichen Verhältnisse in der modernen irischen Republik filigran auszuleuchten. Erst im letzten Viertel nimmt die Geschichte einen atemberaubenden Verlauf. Seite um Seite eröffnen sich neue Abgründe.

Tana French ist keine Frau der feinen Worte. Wie im Roman entfahen ihr im Gespräch immer wieder ein *shit* oder ein *fuck*. Man spürt, dass diese Frau ihre Botschaft verstanden haben will: Nur wer dem Glück misstraut, darf ihm wirklich vertrauen, ansonsten – wehe!



Tana French: Der dunkle Garten. Fischer Scherz. 656 S., Fr. 25.90

## Schweizer Klassiker

# Vergessenes Heiligtum

Mit seinem Gebirgsroman «An heiligen Wassern» (1898) eroberte Jakob Christoph Heer hunderttausende Leser. Und schrieb Walliser Tourismusgeschichte. Von Christoph Mörgeli

1897/98 erschien in zahlreichen Folgen in der NZZ eine Fortsetzungserzählung, die der einflussreiche Kritiker Josef Viktor Widmann vom Konkurrenzblatt *Der Bund* als «ersten grossen Gebirgsroman der deutschen Schweiz» bezeichnete. Das bei Cotta in Stuttgart verlegte Buch traf den Nerv der Zeit und bedeutete den ersten Erfolg des NZZ-Feuilletonredaktors Jakob Christoph Heer (1859–1925) bei einem Massenpublikum. Es wehte ein kräftiger Heidi-Geist mit einer Prise Dämonie, viel Tempo, Spannung, emotionaler Erschütterung und am Schluss poetische Gerechtigkeit.



Gebrochener Mann: Schriftsteller Heer.

Die Geschichte aus dem kleinen Oberwalliser Bergbauerdorf St. Peter drängte sich für Verfilmungen geradezu auf: 1930 erschien «An heiligen Wassern» als deutsche Produktion, dreissig Jahre später als Schweizer Heimatfilm mit zahlreichen deutschen Schauspielern.

Das klassische Drama von Romeo und Julia – die Liebesgeschichte eines jungen Mannes und einer jungen Frau aus zwei verfeindeten Familien – spielt vor dem Hintergrund einer dörflichen Gebirgsgemeinschaft am Fin de Siècle. Binia, Tochter des Wirts und Gemeindepräsidenten, und der Wildheuersohn Josua überwinden schliesslich alle Gegensätze und Lagerkämpfe der Sippen, wobei die Segnungen der Technik und der aufkommende Tourismus lange Zeit eher Streit als Frieden stiften. Ein Fluch liegt auf dem Dorf, denn nach jedem Lawenniedergang müssen die zerstörten Holzkännel in schwindelerregender Höhe neu ergänzt werden. Ohne die zuverlässige Versorgung mit Gletscherwasser wäre St. Peter verlo-

ren. Die Bewohner sprechen denn auch voller Ehrfurcht von «heiligen Wassern». Das Los bestimmt jeweils die Männer, die Familie und Dorf verlassen müssen, um in die steile Wand einzusteigen. Viele sind so schon gestorben, und auch ein verschuldeter Tagelöhner fällt zu Tode, den der mächtige «Präsi» zu dieser schweren Pflicht gedrängt hat.

### Rasch aus der Mode

Die neue Frau des verwitweten Dorfvorstehers bringt Leben und Fremdenverkehr ins abgelegene Dorf. Josua aber reist nach Indien und wird ein tüchtiger Ingenieur. Der Stiefbruder tritt zwischen ihn und Binia, fängt dessen Briefe ab und sagt Binia sogar, ihr Liebster sei in der Fremde einer Seuche erlegen. Doch Josua kehrt zurück und sorgt mit dem Wunderpulver Dynamit für die gefahrlose Versorgung mit «heiligen Wassern» durchs Innere der Felsen. Ein feiger Nebenbuhler, klerikaler Widerstand und der Aberglaube der Bevölkerung behindern das grosse Werk. Doch schliesslich ist der Gemeindepräsident überzeugt von Josuas Lauterkeit und gibt ihm seine Tochter Binia zur Frau.

Laut Kritiker Josef Viktor Widmann machte ein «sittiger, keuscher Hauch» den Roman für Jung und Alt zu einem «Musterbuch». Er wurde im wilhelminischen Deutschland geradezu verschlungen und hat den Fremdenverkehr ins Wallis massgeblich beflügelt, genau wie der «König der Bernina» desselben Autors zwei Jahre später jenen ins Engadin und ins Puschlav. Obwohl *Bund*-Kritiker Widmann urteilte, Heers «An heiligen Wassern» übertreffe in den «grandiosen Anlagen» sogar Jeremias Gotthelf, kam der Roman nach dem Ersten Weltkrieg rasch aus der Mode. Und Jakob Christoph Heer, der gelernte Lehrer aus Töss bei Winterthur, der voll aufs deutsche Publikum setzte und seit 1901 als freier Schriftsteller lebte, musste noch die Inflation und den Verlust seiner Tantiemen erleben, bevor er als gebrochener Mann verstarb. Als das dankbare Pontresina zu Heers Gedenken 1928 einen vierzehn Tonnen schweren Stein nach Töss transportieren liess, brachten ihn zunächst nicht einmal 24 Pferde zum vorgesehenen Standort.



Jakob Christoph Heer: An heiligen Wassern – Roman aus dem schweizerischen Hochgebirge. Hofenberg 2017. 260 S., Fr. 37.90

# Millionärstochter und Vorzeige-Kommunistin

Sie war eine der reichsten Schweizerinnen, kämpfte ein Leben lang für den Sozialismus und starb als Heldin in der DDR. Mit Mentona Moser hat Schriftstellerin Eveline Hasler einmal mehr eine faszinierende Frauenfigur ausgegraben. *Von Rico Bandle*

**F**ast so spektakulär wie das Leben der Mentona Moser ist die Art und Weise, wie Eveline Hasler auf die in der Schweiz vergessene, schwerreiche Kommunistin gestossen ist. Irgendwann in den 1980er Jahren erreichte ein Brief aus Ostberlin den Schweizer Schriftstellerverband: eine offizielle Einladung für einen Besuch in die DDR. Zwei Autoren durften in den sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat reisen. Da alle Vorstandsmitglieder Interesse zeigten, entschied das Los. Es fiel auf Eveline Hasler und Urs Berner.

Die Schweizer Gäste reisten via Westberlin in die DDR, wo sie von dortigen Schriftstellern empfangen wurden. Hasler und Berner wurden zu den schönen Plätzen Ostberlins geführt, so auch zum Friedhof Friedrichsfelde mit seinem «Ehrenhain der Sozialisten». Und da wurde ihnen das Grab einer «Heldin aus der Schweiz» vorgestellt. Auf dem Grabstein stand: «Mentona Moser, geboren 1874, gestorben 1971». Eveline Hasler erinnert sich: «Die Leute, die uns herumführten, zeigten uns stolz die Ruhestätte unserer Landsfrau – doch wir beide hatten noch nie etwas von dieser Mentona Moser gehört.»

Hasler, die gerade ihren vielbeachteten Roman «Anna Göldin. Letzte Hexe» geschrieben hatte, ging der Geschichte dieser geheimnisvollen Schweizer DDR-Heldin nach. Aber erst Jahrzehnte später sah sie die Zeit gekommen, über Mentona Moser zu schreiben: eine Frau aus schwerreichem Haus, die ihr ganzes Leben und ihr ganzes Vermögen für den Sozialismus hergegeben hat.

## Von Geldgier getrieben

Schon die Geburt von Mentona war von einer Tragödie begleitet. Vier Tage nachdem das Mädchen das Licht der Welt erblickt hatte, starb sein Vater, der Uhrenfabrikant Heinrich Moser. Dieser war mit seinen Fabriken in Russland zu einem Vermögen gekommen. In der russischen Oberschicht galten die Uhren von H. Moser & Cie. als unabdingbare Prestigeobjekte; sogar Lenin besass eine.

Mentonas Mutter, Baronin Fanny Moser von Sulzer-Wart, hatte den 42 Jahre älteren Industriellen offensichtlich wegen des Geldes geheiratet. Am Sterbebett soll sie ihm vorgegaukelt haben, einen Jungen geboren zu haben, um ans gesamte Erbe zu kommen. Heinrich Mosers Kinder aus erster Ehe sahen sich um ihren Anteil geprellt. Es kursierte gar der unbestätigte Vorwurf, Frau Moser habe ihren Mann aus Geldgier vergiftet.



Wenn eine gute Idee zum Dogma wird: Fabrikantentochter Moser.

Jedenfalls liess sich Baronin Moser mit ihren zwei Töchtern im prächtigen Schloss Au auf der gleichnamigen Zürichsee-Halbinsel nieder. Die Mutter hatte paranoide Verlustängste, schikanierte die schlechtbezahlten Hausangestellten und isolierte die Töchter, die kaum je die Halbinsel verlassen durften. Die Baronin wurde zu einer der besten Kundinnen von Sigmund Freud, der ihren Fall in seinen berühmten Hysterie-Untersuchungen ausgeführt hat. Vom grossen Wiener Psychotherapeuten erfuhr Tochter Mentona von ihren Halbgeschwistern – die Mutter hatte ihren zwei Töchtern deren Existenz verheimlicht.

Die unterkühlte Freiherrin Moser hat Mentona nie die ihr zustehende Liebe gegeben, angeblich, weil diese sie stets an den Tod ihres Mannes erinnerte.

## Ab nach Russland

Kaum erwachsen, wollte sich Mentona Moser für eine bessere Welt einsetzen. Sie arbeitete bei der Armenfürsorge in London und lernte dort eine Frühform der Sozialhilfe kennen. Sie kehrte zurück nach Zürich in der Absicht, da Ähnliches zu vollbringen. Sie heiratete

den Sozialdemokraten Hermann Balsiger, der allerdings nach der Geburt des zweiten Kindes – eines behinderten Bubens – die Familie verliess und nie Unterhalt bezahlte.

Obschon aus einer der reichsten Familien der Schweiz stammend, darbt Moser in Armut – die geizige Mutter verweigerte ihr

## Moser traf Lenin in Zürich und lernte Fritz Platten kennen, den berühmten Kommunistenführer.

jegliche Hilfe. Die ihr zustehenden Unterhaltszahlungen einzufordern, war ebenfalls ein hoffnungsloses Unterfangen: Kein Jurist wagte es, sich mit ihrem Ex-Mann anzulegen, der mittlerweile zum Oberrichter aufgestiegen war.

Ihre Not radikalisierte sie. Die mittellose Millionärstochter schloss sich dem linken Flügel der Sozialdemokratischen Partei an, aus dem 1921 die Kommunistische Partei hervorging. Moser traf Lenin in Zürich und lernte Fritz Platten kennen, den berühmten Kommunistenführer, der Lenin 1917 auf

seiner Reise von Zürich nach Moskau begleitet hatte.

Begeistert von der russischen Revolution – die Utopie einer gerechten Welt schien Wirklichkeit zu werden –, reiste Moser in die Sowjetunion und baute dort ein Kinderheim auf. Es herrschte Euphorie, viele Europäer wollten damals mithelfen, eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen. Doch die Ernüchterung kam bald. Stalin hatte das Zepter übernommen, anstatt Gleichheit und Gerechtigkeit gab es Bespitzelung, Denunziation, willkürliche Morde. Kurz: Aus der Utopie war ein Terrorregime geworden, dem auch Fritz Platten, der einst Lenin das Leben gerettet hatte, zum Opfer fiel.

Moser – unerschütterlich in ihrem Glauben an den Sozialismus – zog nach Berlin. Dort erlebte sie den Aufstieg der Nazis; wieder wurde Jagd gemacht auf Andersdenkende, wieder hatte der Terror gesiegt. Die Nationalsozialisten konfiszierten ihr ganzes Vermögen, das sie



*Optimistin:* Autorin Hasler.

nach dem Tod der Mutter geerbt hatte. Sie flüchtete verarmt in die Schweiz, wo sie erkrankt und in bescheidensten Verhältnissen lebte – bis die DDR sie nach Ostdeutschland einlud, wo sie als Heldin bis zum Lebensende eine Vorzugsbehandlung genoss.

### «Zu früh mit ihrem Denken»

Eveline Hasler erzählt diese Geschichte detailreich nach – ein Stück Weltgeschichte aus der Sicht einer bemerkenswerten Schweizer Persönlichkeit.

Seit vielen Jahren wohnt die Schriftstellerin im Tessin. Und hier, während nördlich der Alpen nasskalter Regen niederprasselt, treffen wir uns bei schönstem Sonnenschein in einem Café in Locarno, direkt am Lago Maggiore. 86 Jahre alt ist die Autorin mittlerweile, und sie freut sich, als ich ihr sage, dass ich mich gut erinnern kann, wie sie vor über dreissig Jahren bei uns an der Primarschule aus ihrem Kinderbuchklassiker «Komm wieder, Pepino» vorlas. Nach ihren Anfängen als Kinderbuchautorin wechselte die studierte Psychologin ins Erwachsenenfach und schrieb vorwiegend historische Romane.

Ihre Lebensleistung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden: Sie schaffte es immer wieder, grosse, aber vergessene Frauenfiguren ins Scheinwerferlicht zu rücken. Den Anfang machte sie mit dem Roman «Anna Göldin» (1982) über die letzte in der Schweiz hingerichtete Hexe. Der Roman wurde zu einem riesigen Erfolg. Eine weitere Figur, die Hasler wiederentdeckt hat, war die erste Juristin der Schweiz, Emilie Kempin-Spyri («Die Wachsfügel Frau», 1991). Kempin-Spyri durfte zwar studieren, aber dann nicht als Juristin arbeiten. Die hochintelligente Frau musste in die USA emigrieren; als sie zurückkam, wurde sie in die psychiatrische Klinik gesteckt.

Und jetzt also Mentona Moser. «Mich faszinieren Leute, die mit ihren Gedanken zu früh waren», sagt Hasler. Sie möchte aber nicht auf die Frauenfiguren reduziert werden. In «Ibicaba» (1985), ihrem zweiten Roman, beschäftigte sie sich mit Schweizer Armutsauswanderern im 19. Jahrhundert, die ins vermeintliche Paradies nach Brasilien

emigrierten und dort quasi als Sklaven endeten. Stolz ist sie auch auf ihren Roman über Henry Dunant, den Gründer des Roten Kreuzes. Das Buch ist eben neu aufgelegt worden und steht wieder auf den Bestsellerlisten. «Auch Dunant wurde verlacht für seine Ideen», sagt sie.

Ihrem neuen Roman «Tochter des Geldes» könnte man vorwerfen, er verharmlose den Kommunismus. Die Autorin macht sich die Grundhaltung der Hauptfigur Mentona Moser zu eigen: Der Kommunismus wäre eigent-

## Man müsste allen, die von den guten alten Zeiten schwärmen, Haslers Bücher zu lesen geben.

lich gut, würde er nur richtig umgesetzt. «Ich wollte zeigen, was mit einer an und für sich guten Idee passiert, wenn sie zu einem Dogma wird», stellt Hasler klar. Das sei durchaus als Warnung zu verstehen. Die Ideen der frühen Kommunisten sieht sie noch immer positiv: «Die wollten die Welt zum Besseren verändern, haben sich als Erste um Arbeiter- und Frauenrechte gekümmert, was heute ja noch aktuell ist.»

Eveline Hasler ist eine charmante, äusserst zuvorkommende Frau. Sie ist eine Optimistin, sieht vor allem das Positive in der Welt. «Es gibt zwar noch einiges zu tun, aber es ist wunderschön, wie sich die Gesellschaft entwickelt hat», sagt sie. Dabei denkt sie an Toleranz, Umweltsanliegen, aber auch an den Umgang mit der Vergangenheit. «Als ich als Glarnerin das Buch über Anna Göldin herausbrachte, wurde ich in Glarus angefeindet. Man wollte diese düstere Geschichte am liebsten verdrängen.» Das habe sich gänzlich geändert. «Heute gibt es in Glarus sogar ein Anna-Göldin-Museum.»

### Die gute Geschichte im Vordergrund

Tatsächlich müsste man allen, die von den guten alten Zeiten schwärmen, ihre Bücher zu lesen geben. Im Vergleich leben wir heute im Paradies, vor allem, was die Rechte der Frauen betrifft. Für Eveline Hasler allerdings steht der Kampf um die Gleichberechtigung gar nicht unbedingt im Vordergrund. Sondern, wie es sich für eine Schriftstellerin gehört, die gute Geschichte: «Es ist doch erstaunlich, wie viele besondere, eigenwillige Frauen die Schweiz hervorgebracht hat.»



*Erste Juristin der Schweiz:* Emilie Kempin-Spyri.



*Letzte hingerichtete Hexe:* Anna Göldin.



Eveline Hasler: Tochter des Geldes. Nagel & Kimche. 200 S., Fr. 31.90

# Mädchen auf der Müllhalde

In den Nachkriegsjahren versuchen zwei Cops in einem Mordfall zu ermitteln, was sie nicht dürfen – sie sind schwarz. «Darktown» ist ein brillanter Thriller des Absurden. Von Wolfram Knorr



Widerspruchsirrinn: Autor Mullen.

Mit den schwarzen Detektiven Grave-digger Jones und Coffin Ed Johnson, die in Harlem ermittelten und aus der Feder von Chester Himes stammten, haben Lucius Boggs und Tommy Smith aus Atlanta aber auch gar nichts gemein, ausser dass sie auch Cops sind und «Negroes», wie Afroamerikaner im Süden der Nachkriegsjahre genannt wurden. Boggs und Smith dürfen gar nichts, nicht mal einen Dienstwagen fahren. Weisse sind tabu, selbst wenn sie vor ihren Augen Verbrechen begingen. Verhaftungen wären strafbar – für beide. Sie dürfen nur in Uniform durchs Stadtviertel Sweet Auburn Streife latschen. So kommt es dann gelegentlich vor, dass weisse Kollegen sich den Jux leisten, im Streifenwagen mal an ihnen langsam vorbeizufahren und Orang-Utan-Laute «Uuuu-uuu-uuu!» aus dem offenen Fenster zu brüllen und: «bugga-bugga» und: «Passt auf eure Ärsche auf, Nigger!»

1948 stellte die Stadt Atlanta (US-Bundesstaat Georgia) eine erste schwarze Polizeieinheit ein. Das weisse Bürgertum reagierte mit gemischten Gefühlen, die Cops fanden das einfach nur lächerlich. Der Bürgermeister setzte die Massnahme durch, weil die Schwarzen als Wähler wichtig wurden. Es war eine Geste zur «Gleichbehandlung», mehr aber auch nicht. Schwarze in Uniform sollten das Stadtbild aufwerten, auch wenn nur in der afroamerikanischen Community patrouilliert werden durfte.

Aber dort gab's Arbeitskräfte, und die waren billig. Der Süden boomte, das Image war wichtig. Die Mehrheit der Afroamerikaner trat nach dem Zweiten Weltkrieg anders auf. In den Polizeidienst eintreten gehörte dazu.

Eines Nachts verirrt sich, während Boggs und Smith Streife laufen, eine Limousine mit einem betrunkenen weissen Fahrer nach Sweet Auburn, abschätzig «Darktown» genannt. Die Karre schrammt an einen Laternenmast, der Fahrer verflucht seine Beifahrerin, eine junge Farbige, die offenbar misshandelt wurde. Sie steigen aus, beharken sich, Boggs und Smith lauschen und rufen die Streife. Die Mitfahrerin nutzt die Gelegenheit, zu türmen, ehe zwei weisse Cops auftauchen.

Der betrunkene Fahrer wird freundlich ermahnt und darf unter rassistischen Flüchen mit seiner lädierten Kiste weiterfahren. Der ausgebuffte Lionel Dunlow, einer der weissen Polizisten, findet das sehr lustig, sein neuer Kumpel Denny Rakestraw weniger. Einen Tag später wird das farbige Mädchen tot auf einer Müllhalde gefunden. Für die Polizei kein Ermittlungsfall, ist ja nur ein «Negro». Für Boggs und Smith eigentlich schon.

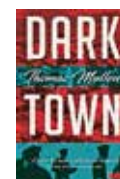
«Darktown» wird zum Thriller des Absurden, zum Krimi, der sich vertrauten Prinzipien entzieht. Seine Helden fühlen sich als Fremde, ihre etablierte Polizeibehörde bietet ihnen, Uniform hin oder her, keinen Schutz. Trotz-

dem fühlen sie sich verpflichtet, zu ermitteln, dürfen aber nicht. Ihre Selbstbehauptungsaktivitäten sind sinnlos und geben dem Roman den Reiz des Absurden. Ein «Gegen-Krimi». Er spielt in einer Zeit, in der der Rassismus zwar nach aussen hin weggedrückt, aber im Alltag ungehemmt praktiziert wurde. Boggs und Smith ist buchstäblich nichts erlaubt. Ihre Funktion ist sinnlos, und aus dieser Absurdität entfaltet der Roman seinen besonderen Reiz. Dem Duo hockt zusätzlich der bis auf die Knochen korrupte Lionel Dunlow im Nacken. Er möchte den beiden einen Mord anhängen, um von eigenen Machenschaften abzulenken. Boggs und Smith bewegen sich zwischen Skylla und Charybdis. Die eigene Community hält sie für Verräter, die anderen halten sie für minderwertig. Autor Thomas Mullen modelliert aus diesem Widerspruchsirrinn die sozialen Zustände mit plastischem Sarkasmus heraus.

## Heimliche Fahrt in die Provinz

Lucius Boggs, Sohn eines in der Stadt einflussreichen Predigers, der mit der Regierung die schwarze Cop-Einheit durchgesetzt hat, geniesst einen Hauch von Respekt. Den will er nutzen, um wenigstens die Hintergründe des Mordes am farbigen Mädchen zu ergründen. Wie ein Mehlwurm wühlt er sich in die Society-Fäulnis, misstrauisch beäugt wie ein Kammerjäger von seinem Chef, der sich als Leiter der schwarzen Einheit für degradiert hält. Es ist die Zeit sozialen Umbruchs, ausgelöst durch die Entlassung der Schwarzen aus der Armee. Tommy Smith erzählt mal von seinem Vater, der im Ersten Weltkrieg Senfgas überlebt hatte und in der Heimat gelyncht wurde, weil er in Uniform an einer Veteranenparade teilgenommen hatte. Die neuen Kriegsrückkehrer würden sich das nicht mehr bieten lassen, doch auch sie bleiben Opfer des hartleibigen Rassismus.

Zu den beklemmendsten Szenen gehört Boggs' heimliche Fahrt in die Provinz, um Verwandte der Toten aufzusuchen. Die Angst wird spürbar, sobald er das «gesicherte» Atlanta hinter sich lässt und draussen sich wie Freiwild fühlt: nicht auffallen, nichts verkehrt machen, den Weissen nicht in die Augen sehen. Das Klima wird greifbar. Mullen rekonstruiert penibel die Nachkriegszeit, die Angst von Weissen, wie etwa die von Denny Rakestraw, Dunlows Kumpel, der zu viel Nähe zu Afroamerikanern zeigt. Ob Zufall oder nicht, Mullens Roman erschien 2016, genau in jener Zeit, in der die Spaltung der US-amerikanischen Gesellschaft sich durch Donald Trump zu verschärfen begann.



Thomas Mullen:  
Darktown. Dumont.  
480 S., Fr. 36.90

# Wild fabuliert

Wie die beiden ersten Bücher startet auch der dritte Roman des österreichischen Shootingstars Veia Kaiser durch. Was ist ihr Erfolgsgeheimnis? Von Pia Reinacher

Alles an ihr verrät einen vehementen Selbstgestaltungsimperativ: Das Make-up ist mustergültig gestylt, die Augenbrauen millimetergenau in Form gezupft, die schönen schwarzen langen Haare baumeln wirkungsvoll auf die Schultern. Darüber trägt sie zu öffentlichen Präsentationen gerne einen keck geschlungenen, interkulturellen Turban: fürs Fernsehinterview aus geheimnisvoll glänzender schwarzer Seide, für die Anfahrt in der Limousine zur Leipziger Buchmesse ganz *casual* aus lachsfarbenem Tuch, zum Interview in der Mensa wildkatzenartig mit gefährlichem Leopardmüsterchen.

Veia Kaiser, Shootingstar der österreichischen Literaturszene, mit 260 000 verkauften Exemplaren bereits nach dem zweiten Roman Bestsellerautorin, überlässt nichts dem Zufall. Von sich selbst sagt die *toughe* Dreissigjährige, dass sie eine echte «Rampensau» sei, keine Berührungängste kenne und sich problemlos nackt vor 300 Leute hinstellen könnte. Von den anderen, den Kritikern ihrer Selbstvermarktungslust, sagt sie, dass es Neider seien, die ihr den Erfolg missgönnten. Von ihrem Mann, dem «Dottore Amore», einem Urologen mit italienischen Wurzeln, sagt sie in ihrer wöchentlichen Kolumne im *Freizeit-Kurier* nur das Beste und dass er mittlerweile ihre Artikel vorab zu lesen bekomme und unter ihren Leserinnen einen Fanclub habe.

Vom Schreiben sagt sie, dass es zwar ein gewisses Talent brauche, im übrigen Handwerk sei wie die Arbeit eines Tischlers auch. Was denkt sie von ihrer zukünftigen Karriere? Sie sagt, dass sie als Fünfjährige ihrem Opa versprach, irgendwann eine Frau Doktor Kaiser zu werden. Und weil man sie jetzt schon als Arztgattin ab und zu mit «Frau Doktor» anspreche, sagt sie, wolle sie natürlich auch einen eigenen Dokortitel und werde wohl ihre Dissertation schreiben, wahrscheinlich über die alten Griechen.

## Gebot der Stunde

Als Neunzehnjährige fing Veia Kaiser an, in Hildesheim kreatives Schreiben zu studieren. Im Seminar beschäftigte man sich mit der Frage, wie man den Ingeborg-Bachmann-Preis gewinnen könne, und analysierte die Texte der Preisträger. Da wusste sie, dass sie dort falschliegt, und da sie schon die Anfänge ihres ersten Romans, «Blasmusikpop, oder Wie die Wissenschaft in die Berge kam», im Kopf hatte, setzte sie sich ab. Sowohl ihr Debüt als auch ihr Zweitling «Makarionissi oder Die Insel der Seligen»

wurden auf Anhieb zu Bestsellern und in mehrere Sprachen übersetzt.

Wie die beiden ersten Bücher ist auch ihr eben erschienener dritter Roman, «Rückwärtswalzer oder Die Manen der Familie Prischinger», ein weit ausuferndes Familienepos. Familien und Beziehungen sind Kaisers Kernthema. Ihre Familie stammt aus Niederösterreich. Die Geschichten der Grosseltern und der russischen Soldaten haben sie eine Kindheit lang begleitet. Einen roten Faden sucht man vergeblich, aber das ist auch gar nicht so geplant. Die Autorin



Archaisches Familienepos: Veia Kaiser.

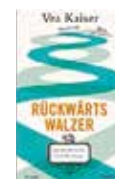
schreibt, wie ihr der Schnabel gewachsen ist – nicht witzlos, anekdotisch, mäandrierend.

Nach ein paar Seiten gibt man auf der Suche nach einer kohärenten Geschichte, in der man sich zurechtfinden könnte, erschöpft auf und überlässt sich dem Strom der wild fabulierenden Erzählerin. Immerhin, ein paar Kernelemente macht man aus: die Geschichten der Prischinger aus dem niederösterreichischen Waldviertel. Fünf Geschwister wachsen in den vierziger und fünfziger Jahren auf einem Landgasthof auf. Die drei Schwestern Mirl, Wetti und Hedi streiten gerne, aber halten, wenn es drauf ankommt, durch dick und dünn zusammen. Alle drei haben sie ein schweres Schicksal gehabt. Wenn sie sich sehen, wird wild gekocht – ländlich deftig, versteht sich.

Als der immer unter Geldnot leidende Neffe Lorenz Prischinger zu Besuch kommt und seine in Altphilologie promovierte erfolgreiche Freundin Steffi mitbringt, bereiten die Tanten panierte Schnitzel zu, Berge vom Kalb, Rind, Schwein, Reh, Hirsch, dazu Gemüse wie vom Fliessband, Karotten, Zucchini, Melanzani, Champignons und Spargel, dass es der jungen Akademikerin auf der Stelle den Appetit verschlägt – und nicht nur ihr. Komisch und slapstickartig wird es, als Onkel Willi, während die Tanten wieder einmal kochen und er fernsieht, unvermittelt das Zeitliche segnet. Mirl hält, natürlich, den Rosenkranz umklammert. Später versuchen die Tanten, den toten Willi, der immer in seinem Geburtsland Montenegro begraben werden wollte, illegal im Panda von Wien in den Balkan zu überführen.

Die Familiengeschichte der Prischingers ist mal witzig, mal geschwätzig, mal originell, mal temporeich und turbulent, und natürlich übertreibt es Veia Kaiser auf alle Seiten. Weder sind die Figuren von besonderem Tiefgang, noch ist die Story von höherer Relevanz, dazu ist sie viel zu zerfahren. Trotzdem muss man sich fragen, was sie zum Bestseller macht. Es ist eine Mischung aus archaischem Familienepos, rückwärtsgewandter, süß-säuerlicher und ein bisschen schwerenöterischer Nostalgieerzählung und dem Kommunikationsverhalten der jüngsten Social-Media- und Internetgeneration, die sich in dieser Textsorte sofort wiedererkennt. In diesem Roman wird wie beim Chatten, Mailen und iPhone-Telefonieren ununterbrochen gequatscht, das Wichtige steht unterschiedslos neben dem Irrelevanten, ausgelassen wird nichts, verschwiegen auch nichts, stilisiert schon gar nicht, so zieht es den Leser, je nachdem fröhlich oder gelangweilt, immer weiter.

Das Phänomen dieses Erfolgs heisst Community-Literatur: geheimnislos und gleichzeitig kreativ. Die identitäts- und gemeinschaftsstiftende Sprechspur trifft auf Leser, die sich darin wiedererkennen und sie entsprechend lustvoll und widerstandslos resorbieren. Buch und Autorin bilden dabei ein «Gesamtkunstwerk», wenn auch ein selbstreferenzielles. Selbstinszenierung und Selbstverkauf heisst das literarische Gebot der Stunde. Veia Kaiser kommt den medialen Forderungen des Zeitgeistes perfekt entgegen und entspricht damit überkorrekt dem Leitbild des modernen Schriftstellers, der virtuos auf allen Kanälen agiert, sich selbst und das Buch inszeniert, genau die richtige Mischung aus beruhigender Tradition und Wildheit, Unangepasstheit und Konservativität liefert und damit den entsprechenden Erfolg hat.



Veia Kaiser: Rückwärtswalzer oder Die Manen der Familie Prischinger. Kiepenheuer & Witsch. 432 S., Fr. 33.90



## Lustvoll lügen

Charles Lewinsky hat eine Figur kreiert, die sein Alter Ego sein könnte.



Charles Lewinsky.

Ist man in das Buch vertieft, sieht man innerlich immer wieder den Autor vor sich, wie er beim Schreiben schmunzelt. Eine aberwitzige Figur steht im Zentrum des Romans: Johannes Hosea Stärckle, ein hochbegabter Lügner und Hochstapler, der im Gefängnis sitzt und sein Leben aufarbeitet. Wobei man nie weiss, ob die Geschichten über seine Lügen nicht auch wieder Lügen sind. Jedenfalls, dieser Lügner lügt so lustvoll und gekonnt, dass ihm sämtliche Sympathien zufliegen. Dass er sich selbst mit dem Meister-Kunstfälscher Beltracchi vergleicht, passt: Es ist eine hohe Kunst, die Stärckle beherrscht, mit der er viel Geld ergaunert, die ihn aber auch ins Gefängnis bringt.

Als Kind diente dem stotternden Jungen die Lüge als Mittel zur Selbstverteidigung. «Der Moment, in dem ich diese Fähigkeit in mir entdeckte, war ein Wendepunkt für mich.» Später machte er ein Geschäft daraus, etwa als Enkeltrickbetrüger, der mit wohlformulierten Briefen alten Frauen ihr Vermögen abnimmt.

Lewinsky beherrscht wie Stärckle jedes Textgenre, vom Sitcom-Drehbuch bis zur hochstehender Literatur. Die beiden weisen viele Ähnlichkeiten auf, bloss, dass der Autor sein Talent nicht für kriminelle Zwecke einsetzt. Wie viel Spass es Lewinsky macht, Stile zu imitieren, zeigte er schon im Buch «Schweizen», wo er in 24 Textarten Zukunftsvisionen für die Schweiz entwarf. Im neuen Buch erklärt seine Hauptfigur: «Geschichtenerfinder müssen keine Bekenner sein, sondern gute Lügner. Wer ein Märchen erzählt, muss an Feen und sprechende Tiere nicht glauben. Er muss sie nur so beschreiben können, dass der Leser daran glaubt, und selbst das nur für den kurzen Moment der Lektüre.» Worte, die genauso gut aus einem Interview mit Lewinsky stammen könnten. Rico Bandle



Charles Lewinsky: Der Stotterer. Diogenes, 416 S., Fr. 32.-.

## Die Fliege am Urinal

Das neue Buch des umtriebigen Schweizer Marketing-Professors Cary Steinmann ist ein Sprengsatz unter dem Hintern mutloser Werbeauftraggeber. Was taugen seine Rezepte? Von Dominik Imseng

Cary Steinmann, erst Werbestrategie, dann bis 2006 Marketingprofessor, hat ein kluges und unterhaltsames Buch vorgelegt: «Jetzt neu! Marketing mit verbesserter Formel» (NZZ Libro). Steinmanns These: Wirksames Marketing ist heute so selten wie ein Kolibri am Nordpol.

Der Berner hat recht: Das Sturmgeschütz des Kapitalismus hat Ladehemmung. 2016 verzeichneten 259 Unternehmen auf der «Fortune 500»-Liste sinkende Umsätze. Im Jahr darauf zeigte eine Umfrage unter 300 000 Konsumenten in 33 Ländern, dass sie auf 74 Prozent der Marken, die sie verwenden, verzichten könnten.

Wer ist schuld daran? Laut Steinmann ist es die Mutlosigkeit der Werbeauftraggeber, die ihrem Unternehmen kein klares Profil verleihen, weil sie auf brave, austauschbare Werbung setzen. Aber stimmt das? Ist nicht der Hauptgrund für die zunehmende Wirkungslosigkeit von Werbung deren Omnipräsenz? Tatsächlich sind wir von kommerzieller Kommunikation umgeben wie der Fisch von Wasser – und nehmen Werbung darum kaum mehr wahr. Selbst dann, wenn sie «kreativ» ist, also grundsätzlich auffallen sollte.

Trotzdem findet in der Werbebranche keinerlei Diskussion darüber statt, wie sie für ihre Auftraggeber relevanter werden könnte. Stattdessen entwickeln die Werber einfach die nächste – am liebsten digitale – Kampagne, um das zu tun, was sie schon seit hundert Jahren tun: die Menschen dann stören, wenn sie gerade Besseres vorhaben. Dabei sollten sich die Werber einmal eine einfache Frage stellen: Welche bedeutende neue Marke der letzten Jahrzehnte wurde durch Werbung geschaffen? Starbucks? Amazon? Google? Fehlanzeige.

Die Wahrheit ist: Von allen Formen, wie Kreativität zur Erreichung von Unternehmenszielen beitragen kann, ist Werbung bei weitem nicht die effizienteste. Zwar holt eine kreative Kampagne aus einem Werbebudget mehr heraus – es braucht aber immer noch ein Werbebudget.

Was sollten die Marketingverantwortlichen tun? Vielleicht nicht länger immer mehr Geld für Werbung ausgeben, die immer weni-

ger bewirkt, sondern sich mit den günstigen Taschenbüchern von Dan Ariely, Daniel Kahneman oder Richard Thaler eindecken.

Diese und weitere Vertreter der Verhaltensökonomie (Behavioral Economics) untersuchen schon seit Jahrzehnten, warum sich Menschen verhalten, wie sie sich verhalten, warum sie sind, wie sie sind. Und doch werden die psychologischen Erkenntnisse der Verhaltensökonomie, die im Fall von Kahneman und Thaler zu Wirtschaftsnobelpreisen führten, von den Marketingverantwortlichen fast gänzlich ignoriert.

### Kreative Schubse

Ziemlich speziell. Denn Ariely und Co. untersuchen, wie wir Menschen Entscheidungen treffen. Und was anderes ist ein Kauf als eine Entscheidung? Darüber hinaus lehrt die Verhaltensökonomie, dass es keine teuren Werbekampagnen braucht, um das Verhalten von Menschen zu beeinflussen. Es reicht, wenn man in ihrem Hirn die richtigen Knöpfe drückt.

Nehmen wir ein Unternehmen, das die Gesundheit seiner Mitarbeiter fördern will. Ein Werber würde in einem solchen Fall dazu raten, eine Sensibilisierungskampagne zu starten, mit Bannern im Intranet, Inseraten in der Firmenzeitschrift, Plakaten in den Fluren. Ein Verhaltensökonom hätte eine andere und deutlich günstigere Idee. Nämlich die, in der Kantine Spiegel

aufzuhängen. Dann würden die Mitarbeiter ihre überzähligen Pfunde sehen – und öfter zu Salat und Früchten greifen.

Solche cleveren kreativen Schubse findet man in verhaltensökonomischen Experimenten zuhauf. Zwei Beispiele: Klebt in Urinalen eine Fliege, geht 85 Prozent weniger auf den Boden, denn Männer wollen zielen. Machen Müll-eimer dank Sensoren lustige Geräusche, ist das Littering-Problem gelöst, denn die korrekte Müllentsorgung macht auf einmal Spass.

Dieses letzte Beispiel zeigt auch, dass eines der grundlegenden Axiome der Werber Unsinn ist: dass es nämlich für eine Verhaltensänderung eine veränderte Einstellung braucht (Erst das Denken, dann das Tun). Tatsächlich lässt sich das Verhalten von Menschen direkt verändern. Mehr noch: Nachdem ein cleverer



Es reicht, wenn man im Hirn die richtigen Knöpfe drückt.



Erst das Denken, dann das Tun: Marketingstrategie Steinmann.

Schubs sie dazu brachte, ihren Abfall korrekt zu entsorgen, bezeichnen sich Menschen plötzlich als umweltbewusst (Erst das Tun, dann das Denken).

Geradezu sträflich ist es für jeden Marketingleiter zudem, wenn er die wirksamen psychologischen Effekte ignoriert, welche die Verhaltensökonomie untersucht. Zum Beispiel den «Köder-Effekt», dessen Macht unter anderem das Magazin *The Economist* nutzte.

### Mike Tysons Durchschlagskraft

Auf ihrer Website machte die Zeitschrift potenziellen Lesern folgendes Angebot: ein reines Online-Abo für 59 Dollar oder ein kombiniertes Print- und Online-Abo für 125 Dollar. Das Resultat: 68 Prozent der Abonnenten wählten das Online-Abo und 32 Prozent das kombinierte. Als eine dritte und an sich unsinnige Abo-Option eingeführt wurde – ein reines Print-Abo für ebenfalls 125 Dollar –, wählten neu 84 Prozent der Abonnenten das Kombi- und nur noch 16 Prozent das Online-Abo.

Für den *Economist* erhöhte sich dadurch der durchschnittliche Verkaufspreis pro Abo von 80 auf 114 Dollar – eine Steigerung von 43 Prozent. Und, ganz genau: Die Einführung dieser dritten und vermeintlich unsinnigen Abo-Option kostete das Magazin keinen Rappen.

Fazit: «Marketing mit verbesserter Formel» lehrt Cary Steinmann in seinem vergnüglich zu lesenden Buch nur bedingt. Dafür hängt er zu sehr den guten alten Zeiten nach, in denen Werbung noch die Durchschlagskraft eines Mike Tyson hatte. Als frühe Memoiren des Rockstars unter den Schweizer Marketingprofessoren ist «Jetzt neu!» aber grandios.



Cary Steinmann: Jetzt neu!  
Marketing mit verbesserter Formel.  
NZZ Libro. 200 S., Fr. 38.90.–

Dominik Imseng ist Managing Partner beim Beratungsunternehmen Smartcut Consulting in Zürich

## Sprache

# Die Schreibe

Heute darf man selbst Opernaufführungen geil finden. Von Max Wey

Die Rede ist von der Schreibe. Gemeint ist der Schreibstil. Sprachpuristen sträuben sich die Nackenhaare, wenn sie das Wort, das als umgangssprachlich gilt, vernehmen. In die deutsche Sprache eingeführt hat es wahrscheinlich Friedrich Theodor Vischer (1807–1887). In seinem Werk «Das Schöne und die Kunst» steht der Satz: «Eine Rede ist ein für allemal keine Schreibe.» Kurt Tucholsky hat ihn mehr als einmal zitiert. Der Ausdruck «flotte Schreibe» ist ab 1910 belegt.

### Meine Fresse!

Müssen wir jetzt jedes Mal die Nase rümpfen, wenn von der Schreibe die Schreibe ist? Klar ist, dass umgangssprachliche Ausdrücke nicht in jeden Text passen. Über die Schreibe eines Thomas Mann oder eines Max Frisch habe ich noch nichts gelesen. Wohl aber über Martin Suters Schreibe, die laut Srf.ch süffig und mit schnellen Dialogen gespickt sein soll. Er habe seine Schreibe amerikanisiert, schrieb die deutsche *Zeit* über Joël Dicker. Auszuschliessen ist es ja nicht, dass Queen Elizabeth in ihren Privatgemächern schon mal in lautes Gelächter ausgebrochen ist. Ob sie sich schon mal auf die Schenkel geklopft hat? Wir wissen es nicht. Aber auch wenn wir es wüssten, würden wir von der Lache der Königin sprechen? Meine Fresse! Nein, Ihre Majestät hat keine Lache.

Immerhin darf man feststellen: «Schreibe» ist eine korrekte Bildung nach dem Vorbild von zum Beispiel «Durchreiche», «Suche» und «Liege», weiblichen Substantiven, die von einem Verb gebildet sind und auf -e enden. Viele von ihnen wie «Fresse», «Lache», «Mache», «Schütte» oder «Spüle» stehen nicht nur im Duden, sondern sind auch schon im Wörterbuch der Brüder Grimm aufgeführt. Wörter aus der Umgangssprache mausern sich manchmal und nisten sich in der Standardsprache ein. Man denke nur an das in der Bedeutung von «grossartig» aus der Jugendsprache stammende Adjektiv «geil»; heute darf man selbst Opernaufführungen geil finden.

Die deutsche Tageszeitung *Handelblatt* schrieb in einem Nachruf über Marcel Reich-Ranicki: «Alle diese Kämpfe haben ihn nach aussen hin gestählt, haben seine Zunge und seine Schreibe zu wirksamen Waffen gemacht.» Der Schweizer Dichter Gerhard Meier hat mehrmals von seiner Schreibe gesprochen. Wir werden weiter von der Schreibe hören. Aber jetzt muss ich zur Tanke. Dann hock ich mich vor die Glotze.